Zeitschrift für Ideengeschichte
HEFT XII/4 WINTER 2018

Idee

Keile

STEFAN M. MAUL *Die Lesbarkeit der Leber*
MANFRED KREBERNIK *Keilschriftschreibmaschine*
RAOUL SCHROTT *Wanderwege aus dem Orient*
REINHARD G. LEHMANN *Zum Babel-Bibel-Streit*
MICHAEL WEICHENHAN *Gilgamesch um 1900*

GESPRÄCH

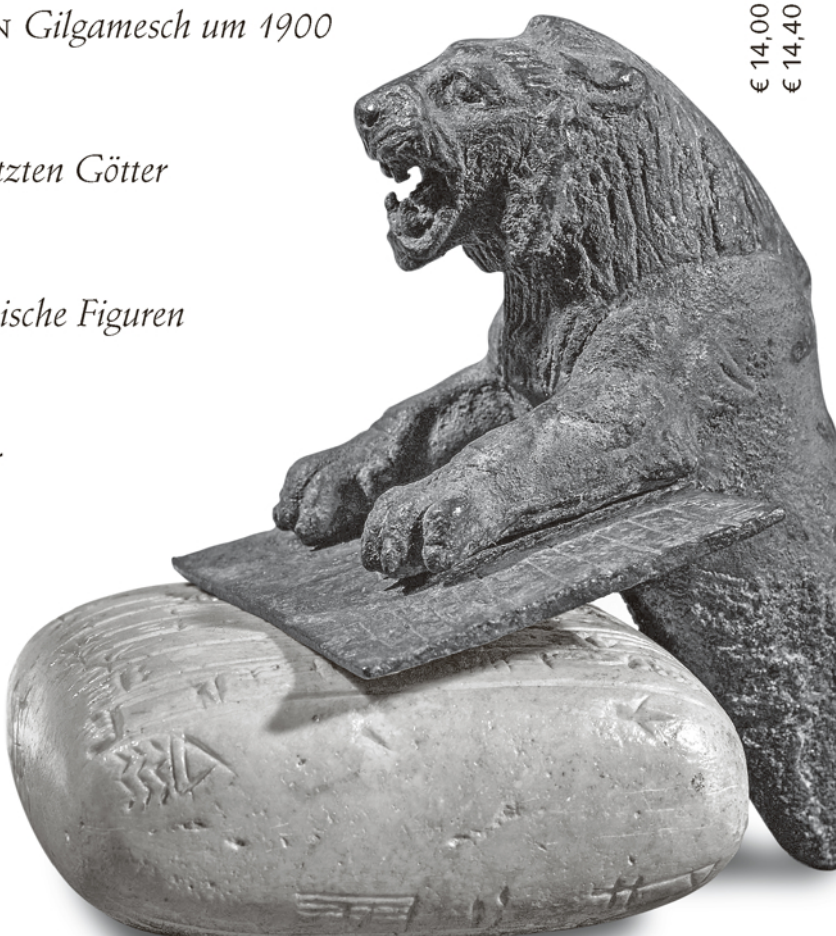
JAN ASSMANN *Die übersetzten Götter*

ESSAY

HEINZ SCHLAFFER *Mythische Figuren der Neuzeit*

ULLRICHS *Vorher-Nachher*
HEIDEGGERS *Selbstkritik*
KITTLERS *SM*

€ 14,00 [d] SFr 20,90
€ 14,40 [a] b74142



C.H.BECK

hte

Zeitschrift für Ideengeschichte
Heft XII/4 Winter 2018

Keile

Herausgegeben von
Markus Hilgert & Martin Mulsow

Herausgeber:
Ulrich Raulff
(Deutsches Literaturarchiv Marbach)
Hellmut Th. Seemann
(Klassik Stiftung Weimar)
Peter Burschel
(Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel)
Barbara Stollberg-Rilinger
(Wissenschaftskolleg zu Berlin)
Hermann Parzinger
(Stiftung Preußischer Kulturbesitz)

Beirat: Kurt Flasch (Bochum), Anthony Grafton (Princeton), Dieter Henrich (München), Wolf Lepenies (Berlin), Glenn W. Most (Chicago/Pisa), Krzysztof Pomian (Paris), Jan Philipp Reemtsma (Hamburg), Quentin Skinner (London), Barbara M. Stafford (Chicago)

Geschäftsführende Redaktion:
Stephan Schlak (v.i.S.d.P.)

Redaktion «Denkbild»: Jost Philipp Klenner

Redaktion «Konzept & Kritik»: Tim B. Müller

Mitglieder der Redaktion: Philip Ajouri, Sonja Asal, Martin Bauer, Franziska Bomski, Warren Breckman, Ulrich von Bülow, Jan Bürger, Carsten Dutt, Petra Gehring, Ulrike Gleixner, Jens Hacke, Christian Heitzmann, Markus Hilgert, Martin Hollender, Alexandra Kemmerer, Ingolf Kern, Reinhard Laube, Ethel Matala de Mazza, Michael Matthiesen, Markus Messling, Martin Mulsow, Robert E. Norton, Wolfert von Rahden, Stefan Rebenich, Hole Rößler, Astrit Schmidt-Burkhardt, Daniel Schönpflug, Andreas Urs Sommer, Carlos Spoerhase, Martial Staub, Thorsten Valk, Jörg Völlnagel

Redaktionsadresse:
Zeitschrift für Ideengeschichte
Wissenschaftskolleg zu Berlin
Wallotstraße 19
14193 Berlin

Die Zeitschrift für Ideengeschichte erscheint im Rahmen des Forschungsverbunds Marbach Weimar Wolfenbüttel (MWW). Der Forschungsverbund MWW wird gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung.

Umschlagabbildung: Gründungstafel von Tisari, dem hurritischen König von Urkish, für den Tempel des Pirigal in Gestalt eines Löwen mit Keilschrift in hurritischer Sprache. Sumerisch, Agade-Periode (2330–2150 v. Chr.). Musée du Louvre, Paris. © akg-images / Erich Lessing

Die Zeitschrift für Ideengeschichte erscheint viermal jährlich und ist auch im Abonnement erhältlich.

Bezugspreis:
Einzelheft: € 14,00 [D]; sFr 20,90; € 14,40 [A];
zzgl. Vertriebsgebühren von € 1,45 (Inland); Porto (Ausland)
als E-Book: € 9,99
Jährlich: € 48,00
inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 18,00 (Ausland)
Sonderpreis: € 39,00
inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 18,00 (Ausland)
Der Sonderpreis gilt für Mitglieder der mit den Herausgeber-Institutionen und ihren Museen, Archiven, Bibliotheken und Instituten verbundenen Vereine gemäß der Liste auf www.z-i-g.de, für Mitglieder des Verbands der Historiker und Historikerinnen Deutschlands e.V. und des Verbands der Geschichtslehrer Deutschlands e.V. sowie für Abonnenten der Marbacher Magazine.

Abo-Service:
Telefon (089) 381 89-750 • Fax (089) 381 89-402
E-Mail: Kundenservice@beck.de

Gestaltung:
vsp-komm.de

Layout und Herstellung:
Simone Decker

Druck und Bindung:
Kösel, Krugzell
ISSN 1863-8937 • Postvertriebsnummer 74142
ISBN gedruckte Ausgabe 978-3-406-71864-9
ISBN e-book Ausgabe 978-3-406-71868-7

Alle Rechte an den Texten liegen beim Verlag C.H.Beck. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlags.
©Verlag C.H.Beck oHG, München 2018
Verlag C.H.Beck, Wilhelmstr. 9, 80801 München

Besuchen Sie auch unsere Website www.z-i-g.de !

Abonnenten haben kostenlosen Zugriff auf die Beiträge aller bisher erschienenen Hefte. Registrierte Nutzer können alle Beiträge, die älter sind als zwei Jahre, kostenlos lesen.

ZUM THEMA

Markus Hilgert und Martin Mulsow:
Zum Thema 4

KEILE

Stefan M. Maul: Die Lesbarkeit der Leber.
Zeichenlehre in Mesopotamien 7

Manfred Krebernik: Schreibmaschine aus Ugarit.
Über das Verhältnis von Keilschrift und Alphabet 21

Raoul Schrott: Wanderwege aus dem Alten Orient.
Ein Gespräch 39

Reinhard G. Lehmann: «Mit Schriften keilen».
Friedrich Delitzsch und der Babel-Bibel-Streit 55

Michael Weichenhan: Weltliteratur unterm Sternenhimmel.
Gilgamesch um 1900 67

GESPRÄCH

Jan Assmann: Die übersetzten Götter.
Ein Gespräch mit Elisabetta Colagrossi 75

ESSAY

Heinz Schlaffer: Mythische Figuren der Neuzeit
Faust, Hamlet, Don Juan, Don Quijote, Harlekin 91

DENKBILD

Wolfgang Ullrich: Grenzen der Sentimentaliät.
Zur Genese der Vorher-Nachher-Bilder 105

ARCHIV

Max Stadler / Fabian Grütter: Hundert Jahre «SM».
Aufschreibesysteme um 1980 123

KONZEPT & KRITIK

Michael Diers: Goldige Aussicht.
Über Chris Wares #MeToo-Cover für den «New Yorker» 135

Reinhard Mehring: Sein und Selbstkritik.
Martin Heideggers Band «Zu eigenen Veröffentlichungen» .. 141

Die Autorinnen und Autoren 144

Im nächsten Heft: Adorno. Mit Beiträgen von Andrea Albrecht, Eva Geulen, Wolfgang Kemp und einem Essay von Hans Magnus Enzensberger.

Zum Thema

Können Ideen verloren gehen? Einfach vergessen werden, und mit ihnen ganze Kulturen? Oder setzen und schreiben sie sich immer fort, und sei es als Flaschenpost? Wie unterscheidet sich eine «Ideenkultur» um 2000 v. Chr. von unserer? Was vergeht, wenn heute Keilschrift-Archive oder Inschriften zerstört werden? Diese Fragen werden selten gestellt. Denn unser Bildungskanon stammt aus einer Zeit, als die ägyptischen Hieroglyphen und die babylonische Keilschrift noch unentziffert und diese Kulturen damit unzugänglich waren. Man hat versäumt, ideengeschichtliche Fragen mit aller Selbstverständlichkeit bei diesen frühen Kulturen beginnen zu lassen. Wir heben immer noch mit Thales an, mit Homer oder Platon, wenn wir uns über den Verlauf des Denkens klar werden wollen. Warum nicht mit Esagil-kin-apli, der im 11. Jahrhundert vor Christus lebte, oder mit dem noch älteren Sin-leqe-unnini?

Ein Grund dafür könnte sein, dass den Keilschriftkulturen selbst Ideengeschichte im heutigen Sinne fremd gewesen zu sein scheint. Weder im Sumerischen noch im Akkadischen gibt es einen Begriff, den man mit «Ideengeschichte» übersetzen könnte. Zudem fehlen zumindest in der schriftlichen Überlieferung solche Texte, in denen abstrahierend auf die Voraussetzungen des Denkens, Erkennens oder Wissens reflektiert wird. Das bedeutet selbstredend nicht, dass solche Fragen zweiter Ordnung nicht gestellt und diskutiert wurden. Aber innerhalb des gegenwärtig bekannten, inhaltlich und formal schier unüberschaubaren Korpus der Keilschrifttexte fehlen sie offenbar. Die schriftliche Überlieferung des antiken Mesopotamien tritt uns also mit einer zweifachen Widerständigkeit gegenüber: Da ist einerseits die Materialität der meist aus Ton hergestellten Schriftträger, die ein weitgehend unbeschadetes Überdauern der keilschriftlichen Textüberlieferung gewährleistet hat und uns die Auseinandersetzung damit ermöglicht. Andererseits entziehen sich die epistemischen Praktiken altorientalischer Gelehrter einem Zugriff mit unserem herkömmlichen theoretischen und terminologischen Repertoire.[1] Bis heute macht diese zweifache Widerständigkeit den besonderen Reiz der altorientalischen Überlieferung für ideengeschichtliche Fragestellungen aus.

Nur für kurze Zeit ist die Altorientalistik zur Prominenz in den Zeitungen und den Debatten eines gebildeten Publikums gelangt: in den Jahrzehnten um 1900, als die Entdeckung der babylonischen Sintflutgeschichte die Bibelleser aufschreckte und es sich abzeichnete, dass die kanonischen Texte des Alten Testaments «heidnische» Vorbilder gehabt haben könnten. Zudem elektrisierten die Panbabylonisten mit ihren Ableitungen von allem und jedem aus der Keilschriftkultur und deren vermeintlich präzisem astrologischem Wissen aus der Zeit des dritten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung.[2] Nach solchen Überspannungen hat sich die assyrologische Forschung seit den 1930er-Jahren in das Schneckenhaus der «Eigenbegrifflichkeit» zurückgezogen.[3] Das sollte heißen: Die sumerische und akkadische Kultur könne nur aus sich selbst heraus verstanden werden, und jede vorschnelle Übertragung «moderner» Analogien sei nicht statthaft. Aus diesem Schneckenhaus hat sich die Forschung nur langsam wieder herausbewegt – aber sie hat.

In der anglophonen Welt gab es Henri Francfort, der mit seinem Buch *The Intellectual Adventure of Ancient Man* von 1946 das Tor zu einer neu zu schreibenden *Ur*-Ideengeschichte aufriß; und sein Kollege Samuel Noah Kramer hat ihm 1956 damit sekundiert, dass er siebenundzwanzig Bereiche vorstellte, in denen die Sumerer etwas «zum ersten Mal» getan haben: die erste Schule, der erste Kongress, das erste Plagiat, der erste Präzedenzfall, das erste Rezept.[4] Und doch haben diese beiden populären Bücher zugleich auch Wege versperrt. Denn Francfort hatte die These aufgestellt, das Spekulative der mesopotamischen Kultur läge in ihrer mythopoietischen Kraft, in der Erfindung der großen Epen wie dem von Gilgamesch und Enkidu – noch

nicht aber in so etwas Rationalem wie Wissenschaft. Die sprach er dieser Kultur ab. Und Kramer verkürzte die Altorientalistik auf die retrospektive Suche nach etwas, das wir von heute her kennen. Beide pflegten ein evolutionäres Fortschrittsdenken, das in der Nachkriegszeit beheimatet war, das wir heute aber eher als Denkhindernis empfinden.

Einen vielversprechenderen Pfad schlugen einige Forscher seit den 1980er-Jahren ein, die mit Claude Lévi-Strauss «kalte» und «heiße» Elemente im mesopotamischen Denken aufsuchten und immerhin zu einer «lauwarmen» Diagnose sumerischer Rationalität kamen. Die so charakteristische Kasuistik der Sumerer und Akkader, die immer nur Einzelfälle betrachteten, doch fast nie generalisierten, sei Teil einer «Wissenschaft des Konkreten».[5] Nur stellte sich jetzt die Frage: Was ist das für eine Form von Wissenschaft? Kann es überhaupt Naturwissenschaft geben, wenn eine Kultur keinen Begriff von etwas wie Natur besitzt? Eine Natur, in der kausale Prozesse ablaufen? Fehlt dann nicht die Voraussetzung für jede Art von Realismus?

Neuere Veröffentlichungen gehen offensiv vor: Von «Philosophie vor den Griechen» spricht Marc Van de Mieroop kühn in seinem Buch von 2016, und Francesca Rochberg erörtert das Verhältnis von Keilschrift-Wissen und Wissenschaftsgeschichte im gleichen Jahr als ein Desiderat, das endlich eingelöst werden müsse: Die Geschichte der Naturwissenschaften habe sich dem Paradox zu stellen, dass es jahrtausendelang vor den Griechen Wissenschaft von natürlichen Phänomenen gegeben habe, ohne dass der Begriff der Natur existierte.[6] Das lässt Ideenhistoriker aufhorchen. Wie um Himmels Willen kann eine solche Rekonstruktion geschehen?

Die Altorientalisten bemühen interessanterweise Foucault und Derrida, wenn sie erklären wollen, wie die «wissenschaftliche Imagination» in den Keilschriftkulturen fuktioniert hat.[7] Denn es ist offensichtlich, dass die Listen von Wortbedeutungen, Rechtsregeln oder Omenvorkommnissen, in denen sich die babylonische Wissenschaft ausdrückt, nicht so sehr auf eine Außenwelt bezogen waren, sondern sehr stark immanent, aus der möglichen Polysemie einer zweisprachigen, sumerisch-akkadischen Kultur heraus, operierten, in der es vielfache Ähnlichkeiten zwischen Lauten, zwischen Schriftzeichen und zwischen Bedeutungen gab, so dass immer neue Aussagen zu generieren waren. Aus dem Namen des Gottes Marduk beispielsweise wurden auf diese Weise alle seine Eigenschaften und Geschichten abgeleitet.[8] Das erinnert verdächtig an das, was Umberto Eco eine «hermetische Semiose» genannt hat.[9]

In der Tat lassen sich ja auch die Anfänge von Foucaults «Episteme der Ähnlichkeit» – die dieser in der Renaissance lokalisiert – im alten Mesopotamien feststellen, von wo aus sie in Form etwa des Sympathiedenkens und der astrologischen Beziehung der himmlischen auf die irdische Welt über kulturelle Broker wie die Stoiker Bolos von Mendes oder Diogenes von Babylon, die zur Zeit des Hellenismus lebten, in den Westen gelangt ist. Auch wenn die Griechen nie viel mit den Listen der Babylonier anfangen konnten, und auch wenn die Grundlagen der Polysemie eigentlich nicht mehr vorhanden waren, sobald man außerhalb der kulturellen Sphäre der Keilschriften agierte, hat das Ähnlichkeitsdenken im ganzen Mittelmeerraum eine große Blüte erlebt und ist zur Zeit der Renaissance als mächtige Unterströmung, durch Bilder- und Textfahrzeuge, wieder an die Oberfläche gelangt.

Man könnte geneigt sein, dieses heiß-kalte Räsonnieren, das mehr auf sich schaut denn auf die Welt, als einen Irrweg jener Kultur abzutun, die sich zu sehr in die Zeichen verliebt hat, die sie erfand. Doch das wäre zu einfach. Wie Stefan Maul in seinem Beitrag zu diesem Heft zeigt, waren etwa an Omenlisten politische und gesellschaftliche Reflexion gebunden, und ähnliches gilt auch für die lexikalischen Listen, an denen sich «erste Philologien» festgemacht haben,[10] sowie all die medizini-

schen und juristischen Konditionale, in denen Francesca Rochberg die logische Form einer materialen Implikation erkennt. Es wird also nötig sein, die Leistungsfähigkeit dieses Analogiedenkens bei allen Abstrichen ernst zu nehmen. Welche Kohärenzkriterien galten in diesem stark selbstbezüglichen Bedeutungsuniversum? Wann und wie konnten Gelehrte wie Nabû-zuqup-kēna der Tradition etwas hinzufügen oder Listen umstellen? Da sind Philosophen gefragt: Altorientalistik als Provokation der Ideengeschichte? Haben wir modernen Ideenhistoriker etwas Grundlegendes vergessen, als wir unsere Geschichten mit Thales und Anaximander, mit Homer und Heraklit begonnen haben?

Markus Hilgert
Martin Mulsow

1 Niek Veldhuis: Elementary Education at Nippur. The Lists of Trees and Wooden Objects, Groningen 1997, S. 137–139; ders.: Religion, Literature, and Scholarship: The Sumerian Composition «Nanše and the Birds», Leiden 2004, S. 81–86.

2 Vgl. die Beiträge von Reinhard Lehmann und Michael Weichenhan in diesem Heft.

3 Benno Landsberger: Die Eigenbegrifflichkeit der babylonischen Welt, in: Islamica 2 (1926), S. 355–372. Neudruck Darmstadt 1965.

4 Henri Francfort, H.A. Groenewegen-Frankfort, John A. Wilson, Thorkild Jacobsen, William A. Irwin (Hg.): The Intellectual Adventure of Ancient Man, Baltimore 1946; Samuel Noah Kramer: History Begins at Sumer. Twenty-Seven «Firsts» in Man's Recorded History, Damansara 1956.

5 Mogens Trolle Larsen: The Mesopotamian Lukewarm Mind: Reflections on Science, Divination, and Literacy, in: Francesca Rochberg-Halton (Hg.): Language, Literature, and History, New Haven 1987, S. 203–225.

6 Marc Van De Mieroop: Philosophy Before the Greeks. The Pursuit of Truth in Ancient Babylonia, Princeton 2016; Francesca Rochberg: Before Nature. Cuneiform Knowledge and the History of Science, Chicago 2016.

7 Van De Mieroop: Philosophy Before the Greeks, S. 78 zur «Grammatologie» im Sinne Derridas; vgl. Rochberg: Before Nature, S. 101 zu Foucault; vgl. auch Markus Hilgert: Von ‹Listenwissenschaft› und ‹epistemischen Dingen›. Konzeptuelle Annäherungen an altorientalische Wissenspraktiken, in: Journal for General Philosophy of Science 40 (2009), S. 277–309, zu Deleuze und Guattari mit ihren Rhizomen.

8 Vgl. Jean Bottéro: Les noms de Marduk, l'écriture, et la ‹logique› en Mésopotamie ancienne, in: Maria de Jong Ellis (Hg.): Essays on the Ancient Near East in Memory of Jacob Joel Finkelstein, Hamden, CT 1977, S. 5–28.

9 Umberto Eco: Aspekte der hermetischen Semiose, in: ders.: Die Grenzen der Interpretation, München 1992, S. 59–135.

10 Eva Cancik-Kirschbaum, Jochem Kahl: Erste Philologien. Archäologie einer Disziplin vom Tigris bis zum Nil, Tübingen 2018.

Stefan M. Maul

Die Lesbarkeit der Leber

Zeichenlehre in Mesopotamien

«Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn –
Ich bin der König von Babylon!»

In diesen Versen aus seinem berühmten Gedicht *Belsatzar*[1] skizzierte Heinrich Heine in wenigen Worten das Bild, das sich das Abendland von der hohen Kultur des Alten Orients bewahrt hatte. Der biblischen Überlieferung zufolge war sie frech und ausschweifend, gottlos und überheblich gewesen, vor allem aber durch und durch blind für wahre Erkenntnis. Bezeichnenderweise vermochte in der im Danielbuch überlieferten Erzählung vom Untergang des Babylonischen Reiches[2] kein einziger der Berater, Wahrsager und Zeichendeuter, die König Belsazar um sich geschart hatte, «die Flammenschrift an der Wand»[3] zu deuten, die vom unabwendbaren, gottgewollten nahen Ende kündete.

Dabei wurde das alte Babylon von Zeitgenossen für nichts mehr gerühmt, um nichts mehr beneidet als um seine auf einem komplexen Lehrgebäude beruhenden Verfahren, aus Zeichen aller Art Hinweise auf zukünftiges Geschehen zu gewinnen. Im gesamten Mittelmeerraum standen babylonische Gelehrte im Ruf, derart verlässliche Voraussagen zu treffen, dass diejenigen, die sich auf ihren Rat stützten, Macht und Reichtum stetig mehrten. Vom Ruhm der Sterndeuterschulen Babyloniens, die noch um die Zeitenwende blühten, wusste auch der römische Natur-

1 Klaus Briegleb (Hg.): Heinrich Heine. Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge, Frankfurt/M. 2005, S. 68–70.

2 Dan 5.

3 Heinrich Heine: Belsatzar, in: Briegleb (Hg.): Heinrich Heine, S. 70.

kundler Plinius zu berichten. Selbst die Athener sollen Berossos, einem babylonischen Marduk-Priester, der im frühen dritten Jahrhundert v. Chr. auf der griechischen Insel Kos eine Astrologenakademie aufgebaut hatte, auf Staatskosten ein Denkmal errichtet haben. Zum Zeichen ihrer dankbaren Erinnerung an Präzision und Zuverlässigkeit seiner Vorhersagen ließen sie, so Plinius, das Standbild gar mit einer vergoldeten Zunge versehen.[4]

Die religiös motivierte, zur Gewissheit erstarrte Überzeugung, dass die Kultur des Alten Orients in ihrer grenzenlosen Verblendung einer neuen Epoche, einem frischen, freieren Geist hatte weichen müssen, warf ihre Schatten über die vielstimmigen Zeugnisse, die die klassische Antike hinterlassen hatte. Im kulturellen Gedächtnis Europas schrieben sich vor allem jene Berichte ein, die von Verweichlichung, Despotismus und Irrglauben sprachen. Sie schienen der Teleologie jüdisch-christlicher Heilsgeschichte recht zu geben und ließen den Alten Orient als eine dem Fortschritt im Wege stehende Kultur erscheinen, die notgedrungen zu Fall kommen musste und von Alexander und dem Griechentum endgültig überwunden worden war.

Im Jahr 1820, als Heinrich Heine sein Gedicht über Belsazar verfasste, war Europas Wissen von der Kultur des alten Zweistromlandes auf die wenigen Zeugnisse beschränkt, die sich aus der klassischen Antike und in den biblischen Überlieferungen erhalten hatten. Doch noch zu Heines Lebzeiten sollte sich diese Situation grundlegend ändern. In der Mitte des 19. Jahrhunderts waren britische und französische Archäologen im Norden Mesopotamiens auf die Überreste der Königsresidenzen des mächtigen Assyrerreiches gestoßen. Im Schutt der noch meterhoch anstehenden, im 7. Jahrhundert v. Chr. niedergebrannten Paläste hatten sie Schriftzeugnisse in großen Mengen entdeckt. Der Fund Tausender und Abertausender von kleinen und großen aus Ton geformten Tafeln zeigte, dass die Mesopotamier ein billiges und leicht zu beschaffendes Material zum Schriftträger erkoren hatten, dem nicht einmal Feuersbrünste etwas anhaben können. Obgleich die bisweilen gebrannten, zumeist aber nur an der Luft getrockneten Schriftstücke oft in kleine Scherben zerbrochen waren, hatten sie sich doch über Jahrtausende hinweg ohne Weiteres im Erdreich erhalten.

4 Roderich König: C. Plinius Secundus, der Ältere: Naturkunde: lateinisch – deutsch. Buch 7 – Anthropologie, Düsseldorf/Zürich 1975, S. 90–91 (Plinius, Naturalis historia, Buch VII, 37, 123).

Abb. 1
«Flammenschrift an der Wand». Gemälde von Rembrandt van Rijn «Das Gastmahl des Belsazar» von 1635.

Sofort war klar: Wenn die Schriftzeichen, die mit einem Griffel in den noch weichen Ton gedrückt worden waren, entziffert sein würden, täte sich ein völlig neuer Blick auf den Alten Orient auf. Ein neues Bild vom alten Mesopotamien würde sich auf Selbstzeugnisse stützen können und zu einer gänzlichen Neubewertung der lange bekannten Berichte aus zweiter Hand führen. Denn man würde in Zukunft klarer sehen, an welcher Stelle diese altvertrauten Quellen verlässliche Informationen boten und wo man es mit Missverständnissen und Fehlurteilen, Zerrbildern und Polemiken zu tun hatte.

Als man am Ende des 19. Jahrhunderts die Keilschrift fast mühelos lesen konnte, zeigte sich, dass man in den Ruinen der assyrischen Königsstädte nicht allein auf Archivbestände mit Dokumenten aus Wirtschaft und Verwaltung gestoßen war. In dem 612 v. Chr. zerstörten Palast der letzten assyrischen Könige in Ninive fand sich eine im Auftrag des Assurbanipal (668–631 v. Chr.) zusammengetragene Bibliothek, in der der König das gesamte enzyklopädische Wissen seiner Zeit versammelt sehen wollte. Da waren jene Nachschlagewerke und theoretischen Schriften, Handlungsanweisungen, Erläuterungen und Unterrichtsmaterialien zusammengetragen, die die Berater des Königs im Zentrum der Macht zur Hand genommen und in Studium, Lehre und Alltagsgeschäft verwendet hatten.

Freilich waren diese Schätze, so greifbar sie auch scheinen mochten, weiterhin für lange Zeit nicht zu heben. Erst galt es, die bis dahin unbekannten Sprachen des Alten Orients zu erforschen und Wörterbücher zu erarbeiten. Außerdem waren die weitaus meisten Tontafeln in viele kleine Scherben zersplittert, die man sichergestellt hatte, ohne dabei ihren Fundort genauer zu verzeichnen oder darauf zu achten, welche – vermutlich zusammengehörigen – Stücke im Boden beieinander gelegen hatten. So gelangten Tafelfragmente ganz unterschiedlicher Provenienz wild durcheinander gemischt in die Sammlungen von Museen und Privatleuten, wurden umsortiert, verkauft, verschenkt und verhandelt, so dass Zusammengehöriges nur nach langem Forschen und Dokumentieren, mit Mühe und Scharfsinn wieder zusammengeführt werden kann.

Im Lauf der Zeit ergruben Archäologen immer tiefer liegende Siedlungsschichten, die zunehmend älteres Textmaterial zutage brachten. Auch im zweiten und dritten vorchristlichen Jahrtausend hatte man im Alten Orient geschrieben und um Erkenntnis gerungen. Eine mehr als 150 Jahre währende Forschungstätigkeit gestattet heute, auf die jahrtausendelange altorientalische Wissensgeschichte zu blicken, die man nun von der Zeit der Schrifterfindung im letzten Drittel des vierten vorchristlichen Jahrtausends bis in die Zeit des Plinius verfolgen kann.

Wie sehr hatte doch Herodot das Abendland mit der Ansicht in die Irre geführt, die Babylonier hätten sich keiner Ärzte bedient![5]

5 Josef Feix (Hg.): Herodot. Historien. Griechisch–deutsch, 7. Aufl., München 2014, S. 182–183 (Historien I, 197).

6 Gen 4,3–5.

Abb. 2
Lebermodell mit einer Übersicht über die Bedeutung eines «Lochs» in den verschiedenen Parzellen der Orakelleber (Sippar, ca. 17. Jh. v. Chr.).

Seinem Zeugnis steht ein kaum überschaubares Korpus heilkundlicher Keilschrifttexte entgegen, das lange vor Herodot entstand und von babylonischen Ärzten bis in die Zeit des griechischen Historikers überliefert und studiert wurde. Tausende oft noch unerforschter medizinischer Rezepte zeigen, dass Samen, Blätter, Wurzeln und Früchte von mehreren Hundert Arzneipflanzen, aber auch Mineralien und tierische Produkte zu Tränken, Pillen und Einläufen, zu Tampons und Zäpfchen, zu Salben, Pflastern und Kompressen, zu Badezusätzen, Räucher- und Gurgelmitteln verarbeitet und als Heilmittel für eine Vielzahl von Erkrankungen eingesetzt wurden. Von dem hohen Stand der altorientalischen Heilkunst zeugen auch die umfangreichen keilschriftlichen «Bestimmungsbücher», in denen Aussehen und Heilwirkung von Arzneipflanzen detailliert beschrieben waren. Das tiefergehende Studium der Heilverfahren und der zugrunde liegenden, zumeist nicht aufgezeichneten Lehren von Entstehung und Entwicklung einer Krankheit und der Wirkkraft der Arzneien hat noch nicht recht begonnen, und selbst die babyloni-

schen Bezeichnungen der Pflanzen, die man zu Heilzwecken verwendete, können in vielen Fällen noch nicht mit bekannten Heilkräutern in Verbindung gebracht werden. Zwar sind die botanischen Merkmale der von den mesopotamischen Ärzten verwendeten Arzneipflanzen nicht selten bekannt, aber eine Forschergruppe aus Altorientalisten, Ärzten, Botanikern und Pharmakologen, die Licht in dieses Dunkel bringen könnte, hat sich bislang noch nicht zusammengefunden. Dies mag auch daran liegen, dass sich jenseits der Altorientalistik das Interesse an der vorgriechischen Heilkunst in überschaubaren Grenzen hält. Vielleicht hat die auf Herodot zurückgehende Überzeugung, der Alte Orient habe der Medizingeschichte nichts zu bieten, neue Nahrung darin gefunden, dass manche keilschriftliche Therapiebeschreibung mit Gebeten durchsetzt ist und so auf den ersten Blick den Eindruck erwecken kann, lediglich der Sphäre des Religiösen anzugehören? Die feste Überzeugung mesopotamischer Heiler, in einer schweren Krankheit einem willensbegabten Wesen gegenüberzutreten, dessen Absicht, Schaden herbeizuführen, es vor der medikamentösen Behandlung eines Patienten zu brechen galt, hat ihr Übriges getan. Heilverfahren exorzistischen Charakters, denen man therapeutische Erfolge nicht grundsätzlich absprechen sollte, finden sogar in Medizingeschichten, die von Altorientalisten verfasst wurden, so gut wie keine Berücksichtigung, da man sie mit der größten Selbstverständlichkeit dem Bereich der Magie zuordnet. Eine solche Vorgehensweise zerreißt das für die Babylonier in sich schlüssige Konzept des Heilens in einen uns vertrauten, zukunftsweisenden und einen uns fremden Teil, der als belangloser Abweg beiseitegelassen wird. In einem vollständig säkularen Wissenschaftsbetrieb werden auf diese Weise sowohl der alte Aberglaubenvorwurf der Bibel als auch die altvertraute Lehre von der mesopotamischen Verblendung weiter am Leben gehalten. Das ist schade, weil man sich so der Möglichkeit begibt, über die Wirkkraft nachzudenken, die die mit großem psychologischem Geschick entworfenen Therapien exorzistischen Charakters entfaltet haben dürften. Aber selbst wenn man Heilung durch beschwörendes Gotteswort für blanken Unsinn hält, verhindert man auf diese Weise einen sachgerechten Zugang zu dem Lehrgebäude mesopotamischer Heiler,

das sich über zwei Jahrtausende als tragfähig erwiesen hatte. Das Wesen des Medizinalsystems der Babylonier kann auf diese Weise gewiss nicht erfasst werden. Über die zweifelhafte Erkenntnis, dass die ferne alte Kultur nur wenige, mehr oder minder unbeholfene Schritte auf einem Weg eingeschlagen hat, den die eigene Kultur zielstrebig gegangen ist, wird diese Forschung nicht hinausführen können.

Ein weiterer einflussreicher Zweig der Wissenskultur des Alten Orients belebt bis heute westliche Superioritätsdiskurse, die im vorgriechischen Morgenland einen untergegangenen Hort der Unvernunft zu erkennen glauben. Schon im frühen zweiten vorchristlichen Jahrtausend war es nämlich üblich geworden, wichtige politische und militärische Entscheidungen von Zeichen abhängig zu machen, die man auf der Leber eines Opferlamms suchte. Im Fall der Unschlüssigkeit glaubte man, durch genaue Prüfung einer Schafsleber eine von zwei denkbaren Handlungsalternativen als die richtige und nachhaltig Erfolg versprechende bestimmen zu können. In dem «Leberschau» genannten Orakel wurde die Unversehrtheit des Organs, seine Farbe und Gestalt geprüft, vor allem aber nach hervortretenden Lymphknoten, nach Häutchen, Blasen, Auswüchsen, Rissen und Löchern im Gewebe der Leber gesucht, die man je nachdem, wo sie auftraten, als positive oder negative Markierungen wertete. Man war auch zu dem Schluss gelangt, ein bestimmter Abschnitt auf der in zwölf Bereiche eingeteilten Leber liefere Zeichen, die Auskunft über zukünftige ökonomische Erfolge oder Fehlschläge geben konnten, während jeweils andere Segmente des Organs für die Zeichendeuter von Relevanz waren, wenn es beispielsweise um den Palast, die Sicherheit des Königs, die Versorgungslage des Landes oder um militärische Angelegenheiten ging. Das eigentümliche Verfahren war von der Überzeugung getragen, dass man – ganz ähnlich wie es die Geschichte von Kain und Abel voraussetzt[6] – an einem dargebrachten Opfer erkennen könne, ob die Gottheit die Gabe angenommen habe oder nicht. In einem mit einer Entscheidungsfrage verbundenen Opfer suchte man dementsprechend nach Zeichen der Annahme oder Ablehnung und sah in ihnen eine positive oder eine ablehnende Antwort auf die mit dem Opfer verbundene Frage.

Möchte man da nicht dem französischen Wissenschaftshistoriker André Pichot recht geben, der zu dem Schluss gelangt, im alten Mesopotamien sei «die von der Vernunft geleitete Betrachtung (...) noch nicht als Möglichkeit, Denken und Handeln (...) zu organisieren, erkannt» und «die Vernunft noch nicht zum obersten Wahrheitskriterium erhoben»[7] worden?! Gleichwohl müssen wir konstatieren, dass über mehr als zwei Jahrtausende die Mesopotamier selbst, ebenso wie die eifrig um entsprechende Kenntnisse bemühten Völkerschaften im Umfeld des Zweistromlandes, in der Beherrschung von Verfahren der Zeichendeutung einen maßgeblichen Grund für die nachhaltigen kulturellen und machtpolitischen Erfolge von Babyloniern und Assyrern sahen. Kann aber eine Kultur ohne Vernunft «als oberstes Wahrheitskriterium» Weltreiche errichten und darin derart stabile Verhältnisse schaffen, dass diese – wenngleich von mancher Krise geschüttelt – über viele Jahrhunderte Bestand haben? Können Entscheidungen über politische und militärische Angelegenheiten, die nicht von Vernunft, sondern von purem Aberglauben geleitet sind, dauerhaft für Stabilität sorgen? – Schon ein kurzer Blick in die Zeitgeschichte lehrt, dass jene Regime nicht von langer Dauer sind, die die Fähigkeit oder den Willen nicht besitzen, durch eine umsichtige, vernunftgeleitete Politik zumindest mittelfristig für Interessensausgleich innerhalb der sich stetig wandelnden Gesellschaft zu sorgen, um so Chaos und Zusammenbruch zu vermeiden. Aus diesem Grund wäre es falsch, die mesopotamische Eingeweideschau als bloße Narretei abzutun und so das Interesse an dem Phänomen zu zerstreuen. Vielmehr gilt es, sich der höchst beunruhigenden Frage zu stellen, wie es nur möglich war, auf der Grundlage unbestreitbar falscher Prämissen über lange Zeiträume vornehmlich vernünftige Entscheidungen zustande zu bringen. Die Antworten, die auf diese bislang kaum gestellte Frage zu finden sind,[8] ermuntern dazu, die heutigen Mechanismen der Entscheidungsfindung mit anderen Augen zu betrachten.

Es zeigt sich beispielsweise, dass sich die babylonischen Zeichendeuter keineswegs mit einer Aura des Magisch-Mystischen umgaben. In ihnen sah man nicht etwa Priester oder Propheten, die durch Offenbarung Zugang zu geheimem Wissen besaßen.

7 André Pichot: Die Geburt der Wissenschaft. Von den Babyloniern zu den frühen Griechen. Aus dem Französischen von Siglinde Summerer und Gerda Kurz, Darmstadt 1995, S. 145.

8 Vgl. Stefan M. Maul: Die Wahrsagekunst im Alten Orient, München 2013, S. 315–323.